

Jörg Strübing

Welches Ufer darf's denn sein, Königskinder?

Ein Kommentar

In seinem aktuellen Beitrag in der Zeitschrift für Theoretische Soziologie (ZTS) setzt Hartmut Esser etwas fort, das er offenbar als einen Vermittlungsversuch versteht (Esser 2018b). Der Text ist als Antwort auf Hirschauers Replik (Hirschauer 2018) zum Ausgangsartikel von Esser (2018a) gedacht, in dem noch vorwiegend sozialtheoretisch argumentiert wird. Im zweiten Text nun geht es ihm – gute Gründe dafür gibt es genug – um Epistemologie, Wissenschaftstheorie und Methodologie, übrigens ohne sich, wie für eine Replik üblich, erkennbar auf den Text von Hirschauer zu beziehen. Bei aller Kritik, die noch folgen wird, ist Hartmut Esser aber zunächst einmal dafür zu danken, dass er fast als einziger der Akademie-SoziologInnen das Format hat, sich auf eine sachliche Diskussion mit KritikerInnen der Akademie-Gründung einzulassen.

Ich möchte mich in diesem Kommentar darauf beschränken, nur einige Aspekte aus Essers Replik aufzugreifen, um an ihnen zu demonstrieren, warum sein Verständigungsversuch fehlgeht, ja fehlgehen muss. Ich will aber auch Hinweise liefern, wie er gelingen könnte. Dabei werde ich mich weitgehend auf die Thematisierungsebene beschränken, die Esser in seinem Papier explizit zu adressieren beabsichtigt: Methodologie und Wissenschaftstheorie.

1 Konstruktion des Gegenstandes

Essers Argumentation läuft im Kern darauf hinaus, dass mit Blick auf methodologische und epistemologische Fragen das Wasser zwischen quantifizierend-standardisierter und qualitativ-interpretativer Forschung so tief nicht ist. Die ›Königskinder‹ sollten also zueinander finden können. Eine solche Positionierung stimmt zunächst hoffnungsvoll: Gibt es vielleicht doch einen ›middle ground‹ von Gemeinsamkeiten, auf denen sich für eine gemeinsame Zukunft unseres Faches aufbauen lässt? Seinen Beweis will Esser mit Hilfe eines »kontrastive(n) Fallvergleich(s)« (2018b: 252) führen, der zeigen soll, dass die analytische Soziologie, deren führende VertreterInnen mit der Akademie-Gründung die aktuelle Kontroverse ausgelöst haben, sich völlig zu Unrecht dem Vorwurf der thematischen, methodischen und sozialtheoretischen Engführung ausgesetzt sieht. Gewollt oder ungewollt vertieft er damit allerdings ein dichotomes Verständnis des Konfliktes.

Eine erste Frage ist daher die nach der Konstruktion der zu vergleichenden Fälle. Den einen Fall bildet die »deduktiv-nomologisch ausgerichtete Soziologie« (2018b: 253) und insbesondere die analytische Soziologie, jene Richtung also, für die Esser wie kein zweiter

in der aktuellen deutschen Soziologie steht und die Hirschauer in seinem Beitrag etwas zugespitzt als »Mannemer Milieu« bezeichnet hat. Interessanter ist, wie Esser zu seinem Kontrastfall kommt. Die Soziologie des Fallvergleichs weiß, dass Fälle zunächst in ihrer Komplexität und inneren Strukturiertheit verstanden sein müssen, bevor eine Kontrastierung fruchtbar werden kann. Auch sollten Fälle ein gewisses Maß an Konturiertheit und Kohärenz aufweisen, um als Kandidaten für Vergleiche zu taugen. Ob das Konstrukt einer »kreativ-konstruktivistischen Soziologie« (2018b: 252), das Esser zu diesem Zweck aus der Taufe hebt, diesen Ansprüchen genügt, ist also zu prüfen. Zunächst stimmt es bedenklich, wenn er darunter eine im Vergleich zum Gegenüber seines ersten Beitrags »deutlich breitere Palette an Varianten« fasst, ohne diese oder ihre fallkonstituierende Kohärenz zu spezifizieren. Liest man zwischen den Zeilen – was notwendig ist, weil Esser auf Belege in Form von Literatur-Referenzen fast vollständig verzichtet – dann entfaltet sich das Bild einer Art von sozialwissenschaftlich-hermeneutischer Wissenssoziologie, die mit einem veralteten Verständnis von Grounded Theory zusammengespannt wird.

Richtig an Essers Konstruktion ist, dass methodologische Perspektiven, die sich kritisch von der analytischen Soziologie absetzen, dies in der Regel unter Verweis auf deren mangelnde Innovativität in der empirisch basierten Theorieentwicklung tun und ihr eigenes Vorgehen stärker als einen kontrollierten, aber kreativen Umgang mit ihren empirischen Gegenständen rahmen. Richtig ist auch, dass dabei konstruktivistisches Denken in der einen oder anderen Spielart eine wichtige Rolle spielt. Aber reicht das für die Konstruktion eines kontrastiven Vergleichsfaller? Zumal die Kritik nicht allein aus methodologischer Perspektive formuliert wird, sondern eben auch theoretische Engführung und einen Mangel an kritischer Distanz unserem Gegenstand Gesellschaft gegenüber reklamiert.

Esser ist natürlich auch nicht zu beneiden, denn während die von ihm vertretene analytische Soziologie bei aller Unterschiedlichkeit in Methoden und Verfahren auf einem weitgehend geschlossenen wissenschaftstheoretischen Weltbild aufruht, das seine Referenzpunkte im Kritischen Rationalismus Poppers, einem universalistischen Realitätsbegriff, der darauf aufbauenden axiomatischen Messtheorie und einer rational choice-basierten Handlungstheorie hat, erweist sich das von ihm konstruierte Gegenüber auf allen relevanten Ebenen als divers: Zwischen dem Realismus der Objektiven Hermeneutik, dem phänomenologisch orientierten Sozialkonstruktivismus, der pragmatistischen Grounded Theory oder den verschiedenen praxeologischen Ansätzen von Bourdieu bis Butler (um nur einige zu nennen) gibt es in puncto Epistemologie und Wissenschaftstheorie, aber auch in sozialtheoretischer Hinsicht gewaltige Unterschiede, die auch immer wieder Anlass zu wissenschaftlichen Kontroversen sind. Die »Familienähnlichkeiten« (Wittgenstein) dieser Ansätze untereinander mögen für grobe dichotome Richtungsunterscheidungen in der professionspolitischen Debatte hinreichen, für eine differenzierte wissenschaftstheoretische und methodologische Debatte, wie sie Esser zu führen beansprucht, tun sie es nicht.

Die Beachtung dieser Unterschiede, die sich bei genauer Betrachtung zwischen den auf der methodischen Ebene oft als qualitativ, interpretativ und rekonstruktiv bezeichneten Ansätzen zeigen, hätte sich für Essers Argumentation durchaus als vorteilhaft erwei-

sen können, ließe sich damit doch zeigen, an welche Ansätze aus diesem Spektrum seine Position sich als anschlussfähig erweist. Denn das von ihm evozierte Bild zweier vollkommen unvereinbarer Soziologien erweist sich bei näherer Betrachtung eher als ein Zerrbild denn als präzise Zustandsbeschreibung. Weder erfasst es die Forschungspraxis unseres Faches angemessen, denn dort gibt es vielfältige Kooperation über verschiedene Ansätze hinweg und begleitet von (oft) kluger Reflexion über Möglichkeiten und Grenzen bestimmter theoretischer und methodologischer Perspektiven. Noch reflektiert die dichotome Vorstellung zweier unvereinbarer Soziologien die historisch gewachsene Landschaft aufeinander aufbauender und sich zugleich (gegenstandsgetrieben) ausdifferenzierender Theoriebezüge angemessen. Genau darin aber ließen sich für einen produktiven Fachdiskurs nutzbare Bezugspunkte, Verbindungslinien, Konvergenzen entdecken – aber auch Differenzen, Unvereinbarkeiten, Widersprüche. Und zwar nicht allein zwischen den scheinbar unvereinbaren ›Lagern‹, sondern ebenso in deren Binnenverhältnissen (beispielsweise im unterschiedlichen Umgang mit dem Subjektbegriff).

2 Grounded Theory – aus Sicht der analytischen Soziologie

Esser bezieht sich in seinem Text wiederholt auf die Grounded Theory. Diese hänge einer Vorstellung an, »wonach Begriffe schon die gesuchten theoretischen Erklärungen für beobachtete Phänomene liefern könnten und dass Theoriebildung aus einer ›Konstitutionslogik‹ der Konstruktion konsistenter Begriffssysteme bestünde« (2018b: 254). Zunächst einmal erstaunt, dass als Referenz für diese Aussage auf Hubert Knoblauch verwiesen wird, der in der Tat in dem zitierten Text von Konstitutionslogik spricht, allerdings ohne jede Referenz auf Grounded Theory. Überdies ist Knoblauch sicher eine exzellente Quelle, wenn es um sozialwissenschaftliche Hermeneutik geht, doch ein Vertreter des Forschungsstils der Grounded Theory ist er nicht.

Aber Essers Zuschreibung, Grounded Theory nehme Begriffe für theoretische Erklärungen, ist auch in der Sache weit vom aktuellen Stand der methodologischen Diskussion entfernt. Der Forschungsstil der Grounded Theory erschöpft sich keineswegs in »begrifflichen Sortierungen« (2018b: 254) und er betrachtet dies auch nicht als Theoriebildung. Es ist unzutreffend, dass dort nach der »Sättigung« erster, mit »Offenheit« und »Sensibilität« gewonnener Befunde einfach immer »(w)eiter so, unverdrossen, immer wieder das Gleiche«, ohne »gedankliche Verallgemeinerung des Vorgangs« (2018b: 256) produziert würde. Das ist so schon der ersten Darstellung des Ansatzes der Grounded Theory bei Glaser und Strauss (1967) nicht zu entnehmen und entspricht erst recht nicht dem neueren Stand der Diskussion (*Bryant/Charmaz* 2007; *Clarke/Charmaz* 2014; *Strübing* 2014). Gerade der von Esser angemahnte Schritt zur »(g)edanklichen Verallgemeinerung« ist das Kernanliegen empirisch begründeter Theoriebildung im Stil der Grounded Theory; er liegt auch der Entwicklung begrifflich gefasster theoretischer Konzepte in den verschiedenen Modi des Kodierens zugrunde. Freilich nicht in der in Essers Text nahegelegten Form der »Etikettierung« (2018b: 6), also der Subsumtion empirischer Einsichten unter große theoretische Konzepte (bei ihm exemplarisch: »Kulturelles Kapital« oder

»totale Institution«; 2018b: 256), sondern in einem inkrementellen Verfahren, dass über systematisch fortschreitende empirische Vergleiche, sensibilisiert durch breite Theoriekompetenz der Sache angemessene theoretische Konzepte erarbeitet – und dabei selbstverständlich Zusammenhänge zu in anderen Kontexten entwickelten Konzepten kritisch reflektiert.

Auch Essers Behauptung, man würde in Grounded Theory-basierten Studien im Begrifflichen verharren und kausale Zusammenhänge nicht nur nicht entwickeln, sondern gar in Bausch und Bogen ablehnen (2018b: 253) ist falsch. Um ein klassisches Beispiel zu nehmen: Die schon genannten Glaser und Strauss haben in ihrer frühen Krankenhausstudie das theoretische Konzept des »awareness context« entwickelt (Glaser/Strauss 1965), jedoch nicht allein den Begriff, sondern vor allem eine durch reichhaltige Empirie gesättigte Theorie, die zeigen konnte, in welchen Varianten das mit diesem Begriff bezeichnete empirische Phänomen auftritt und in welchen Kontexten es welche Wirkungen entfaltet. Oder nehmen wir das in der gleichen Verfahrenstradition im Rahmen verschiedener wissenschaftssoziologischer Studien erarbeitete Konzept der »boundary objects« (Star 1989; Star/Griesemer 1989), das eine Erklärung für die Gelingensmöglichkeiten heterogener Kooperation in der Wissenschaft darstellt – und nicht einen zur Theorie verklärten Begriff.

Die Kritik an Verfahrensweisen und Theoriedispositionen der analytischen Soziologie, wie sie aus ganz unterschiedlichen Bereichen der Soziologie geäußert wird, zielt ja auch nicht gegen die Idee, dass Soziologie unter anderem den Zweck verfolgt, soziale Zusammenhänge und Prozesse aufzuklären, sie also sowohl in ihrer jeweiligen Spezifik verstehbar zu machen als auch die darin aufscheinende Allgemeinheit herauszuarbeiten und theoretisch zu fassen: Für was ist ein Fall ein Fall? Die Kritik setzt vielmehr dort an, wo Kausalanalysen in enger Betriebsförmigkeit erfolgen und zugleich mit dem Gestus methodologischer und sozialtheoretischer Superiorität vertreten werden. Alle empirischen Verfahren unterliegen bestimmten, und zwar je spezifischen, Einschränkungen. Dies jeweils kritisch zu reflektieren, gehört zu den Selbstverständlichkeiten soziologischer Professionalität. So gibt es innerhalb und um die Grounded Theory herum seit Jahrzehnten intensive und überwiegend fruchtbare Diskussionen, die wesentlich zu einer anhaltenden Weiterentwicklung des Ansatzes beigetragen haben (u.a. Bryant 2009; Breuer/Muckel/Dieris 2017; Equit/Hohage 2016). Gleiches gilt sowohl für andere qualitativ-interpretative Forschungsstile als auch für die unterschiedlichen Verfahren der standardisierten Sozialforschung (ganz aktuell etwa: Akremi 2018; Baur 2018). Solch kundige und differenzierte Auseinandersetzung in Anerkennung der Leistungsfähigkeit der jeweiligen Verfahren ist die Grundvoraussetzung jeder fachlich adäquaten Diskussion über Theoriedifferenzen oder unterschiedliche empirisch-methodische Zugriffe.

3 Von welcher Präzision reden wir?

Esser bringt in seinem Papier die Grounded Theory auch deshalb so prominent ins Spiel, weil sie für ihn den »allgemeinen Rahmen« (2018b: 255) einer Soziologie darstellt, die er

hier als »kreativ-interpretative Soziologie«, an anderer Stelle auch als »kreativ-konstruktivistische« (2018b: 252) bezeichnet. Darunter subsumiert er großzügig alles, was nicht der von ihm vertretenen »deduktiv-nomologisch ausgerichteten Soziologie« (2018b: 253) entspricht – denn es geht ihm um den besagten »kontrastiven Fallvergleich« (2018b: 252). Dabei verfährt er nach der von ihm am Beginn des Textes noch einmal vorgestellten analytischen Methode, bei der eine

»komplex« erscheinende Konfiguration von sozialen Phänomenen und Zusammenhängen gedanklich in einzelne Aspekte aufgespalten, geordnet, ggf. nach abstrahierenden Gesichtspunkten neu und möglichst auch vereinfachend zusammengesetzt sowie mit sprachlichen Ausdrücken, Begriffen wie Aussagesätzen möglichst präzise bezeichnet wird« (2018b: 251).

Die komplexe Konfiguration ist nun in seinem Fall alles, was sich an Soziologie außerhalb des nomologisch-deduktiven Paradigma der analytischen Soziologie abspielt. Gleichviel ob Sozialkonstruktivismus, Pragmatismus, Praxistheorien, kritische oder Systemtheorie, gleichviel auch ob Deutungsmusteranalyse oder Ethnographie, ob Situationsanalyse oder dokumentarische Methode: Alles wird unter den Begriff »kreativ-konstruktivistisch« subsumiert, der damit zu einem bloßen Containerbegriff wird und gerade nicht zu einem »Fall«. Einem Container ist es eben gleichgültig, ob in ihm Windeln, Erdnussbutter und Fahraddynamos nebeneinander transportiert werden. Esser wird hier – wie auch in anderen Passagen des Textes – seinem Selbstanspruch, die Dinge »präzise« zu bezeichnen, nicht gerecht.

Die von ihm gebrauchte Wendung von der »komplex erscheinenden Konfiguration« ist allerdings informativ, denn sie zeigt, dass in Essers Perspektive die Welt »an sich« nicht komplex ist, sondern (tatsächlich) nur so erscheint. Gute empirische SozialforscherInnen sind dann solche, die durch das nur vermeintliche Wirrwarr von Komplexität, Diversität und Heterogenität mit kühler Analyse schnurgerade Schneisen schlagen, die den Blick vom einen Ende zum anderen erlauben, ohne sich von Detailfülle irritieren zu lassen. Das kann man so machen. Und so vorzugehen hat durchaus seine Vorzüge, z. B. weil sich so leichter klare, gut nach außen kommunizierbare Aussagen treffen lassen. Über Richtigkeit und Relevanz solcher Aussagen ist damit indes noch nichts besagt. Denn Urteile darüber hängen davon ab, ob die untersuchten Aspekte von Gesellschaftlichkeit nur komplex »erscheinen« oder aber es tatsächlich sind (und für wen). Denn dann wären vereinfachende, »klare« Analysen bloß reduktionistisch.

Dies kann man für bestimmte Zwecke durchaus in Kauf nehmen, wenn diese Einschränkung mitgeführt, also explizit reflektiert wird. Das hieße dann aber auch respektvoll anzuerkennen, dass andere Theorie-Methoden-Pakete mit einer anderen Ausrichtung, andere, aber ebenso wissenschaftlich begründete Ergebnisse produzieren; Ergebnisse, die oft gerade die Lücken füllen, die eine deduktiv-nomologische, analytische Soziologie hinterlässt. Denn bei aller Unterschiedlichkeit der Dichten Beschreibung bei Geertz (1973), phänomenologischer und sozialwissenschaftlich-hermeneutischer Studien bei Soeffner (2004) oder Knoblauch (2009), der Situationsanalyse bei Clarke et al. (2018) oder der Identifizierung kollektiver Haltungen bei Bohnsack (1989) in der doku-

mentarischen Methode (um nur einige zu nennen): Alle diese Ansätze eint, dass sie ihren Gegenstand ›Sozialität‹ oder auch ›Gesellschaft‹ als ein komplexes Beziehungsgeflecht verstehen, dem man sich analytisch umso präziser nähern kann, je mehr die vorhandene, aus unterschiedlichen Perspektiven unterschiedlich wirksame Komplexität der Verhältnisse Eingang in die analytische Betrachtung findet. Das ist schlicht ein anderes Programm als das Essersche. Und zwar nicht, weil es nicht an die von ihm beanspruchte Präzision der Analyse heranreicht, sondern weil Genauigkeit hier anders verstanden wird, eben als Anspruch, Komplexität möglichst differenziert zu erfassen und genau daraus analytischen Gewinn zu ziehen. Mit Begriffsverdoppelung hat das nichts zu tun, sondern damit, Dinge überhaupt erst einmal auf die ihnen angemessenen Begriffe zu bringen. Als unterschiedliche Erkenntnisperspektiven würden sich Essers Blick und der hier beschriebene als komplementäre ergänzen – eine im Fach weithin geteilte Erkenntnis, die einem einheitswissenschaftlichen Ideal allerdings chronisch verschlossen bleiben muss.

4 Erkenntnisquelle ja, logisches Schlussverfahren nein: Abduktion

Da Esser das, womit er seinen Ansatz kontrastiv vergleichen möchte, als »*kreativ*-konstruktivistisch« labelt, bleibt aufzuklären, was er mit dem Label »kreativ« für die verschiedenen qualitativen, interpretativen und rekonstruktiven Ansätze und deren Theorieperspektiven zu bezeichnen beabsichtigt. Neben der oben bereits dekonstruierten These, eine sog. kreativ-konstruktivistische Soziologie verfolge einen »Theoriebegriff, wonach die Begriffe schon die Theorie bilden« (2018b: 255), finden wir im Fortgang des Esserschen Textes eine Auseinandersetzung mit der Rolle wissenschaftlicher Schlussverfahren in der soziologischen Analyse. Hier konfundiert er die häufig geäußerte Kritik an einer vereinseitigenden Überbetonung deduktiv-nomologischer Schlussverfahren in der standardisierten Sozialforschung mit einer vermeintlichen generellen Ablehnung dieser Schlussform für die Sozialforschung. Das sind aber zwei ganz verschiedene Paar Schuhe. Das wird deutlich, wenn man sich etwas genauer mit der Abduktion befasst, von der Esser zu Recht behauptet, dass sie in der qualitativ-interpretativen Forschung »stark gemacht« (2018b: 258) werde.

Auch hier bleibt Esser im Ungefähren. Er spricht von »aktuellen Lehrbuch-Kanonisierungen«, in denen Deduktion »als indiskutabel« (2018b: 258) dargestellt werde, aber auch Induktion »nicht gut weg(kommt)« (2018b: 258). Selbst die »qualitative Induktion« würde abgewehrt, obwohl sie »wohl« in »manchen Varianten der Grounded Theory bzw. des philosophischen Pragmatismus [...] vertreten wurde(n)« (2018b: 258). Stattdessen würde die Abduktion »als eine Art von Systematik der Kreativität« (2018b: 9) dargestellt. Er begreift Abduktion als eine Art Detektivarbeit und übersetzt sich das abduktive Vorgehen dabei so, dass er schnell Ähnlichkeiten mit der RC-artigen »DBO-Theorie von Hedström« (2018b: 258) konstatieren kann. Auch dies geht gründlich an der Sache vorbei:

Der Ausgangspunkt der Entwicklung der Abduktion hin zu einem Bestandteil empirischer Forschungsdesigns liegt im frühen amerikanischen Pragmatismus, der in den

letzten Jahrzehnten auch sozialtheoretisch und methodologisch wiederentdeckt wird (Festl 2018; Dietz/Nungesser/Pettenkofer 2017). Charles S. Peirce trieb damals angesichts der aufblühenden modernen Naturwissenschaften die Frage um, wie Wissenschaft zu neuem Wissen kommt. Er betrachtete philosophische Fragen zunächst aus der Perspektive des ausgebildeten Logikers und Mathematikers und argumentierte, dass weder bei deduktiv- noch bei induktiv-logischen Schlüssen wirklich neues Wissen zu gewinnen sei, es sich vielmehr nur um Neukonfigurationen von bereits Gewusstem handle (Peirce 1991 [1878]). Durch eine Umstellung seines Syllogismus kam er auf einen dritten Modus formalen Schließens, den er zunächst als »eine Hypothese machen« bezeichnete und von dem er annahm, hier handle es sich um eine – wenn auch sehr schwache – Form logischen Schließens, die neues Wissen generiert. Erst Jahrzehnte später, als er das Problem nicht mehr mit den Augen des Logikers, sondern mit denen des Semiotikers und Wahrnehmungstheoretikers betrachtete, wurde ihm klar, dass das Problem neuen Wissens nicht in der Erweiterung logischer Schlussverfahren liegt, sondern in den Prozessen der Wahrnehmung. Abduktionen kommen nicht durch logisches Kombinieren zustande, sondern sie ereignen sich unwillkürlich im handelnden Umgang mit unserer sozialen und materiellen Umwelt. Deren Wahrnehmung, also die Umsetzung von Sinneseindrücken in Bedeutungen, gestaltet sich nach Peirce in zweierlei Weise: Sinneseindrücke werden entweder auf Basis erworbenen Unterscheidungswissens in bekannte Bedeutungsmuster eingeordnet – Peirce nennt das nun nicht mehr »eine Hypothese machen«, sondern »qualitative Induktion« – oder aber als problematisch im Sinne von vorderhand als nicht zuordenbar erlebt und spontan in neuen Sinnstrukturen verarbeitet, deren Angemessenheit allerdings zunächst kritisch ist. Er spricht daher von abduktiven Blitzen (Peirce 1991 [1903]: 404). Auch ihm war klar, dass es sich bei Abduktionen, also spontanen, unwillkürlichen Sinnzuschreibungen, zunächst noch nicht um nachweisliche Lösungen eines Problems handelt, wohl aber um neue, potentielle Lösungen, deren Tauglichkeit sich erst noch zu erweisen hätte.

Wie das in praktischen Erkenntnisprozessen in Wissenschaft, aber auch in der Alltagswelt funktioniert, hat John Dewey (1938) genauer ausgeführt. Er bindet das abduktive Ereignis in einen Problemlösungszyklus ein, der seinen Ausgangspunkt im Verlust von Gewissheit bzw. im Routinebruch nimmt, die Problemkonstitution als einen Prozess reflexiven Handelns fasst und die im Prozess der Problembearbeitung unwillkürlich auftretenden Abduktionen sukzessive gedankenexperimentellen, aber dann auch praktischen Überprüfungen (»experiment«) unterzieht. Erweisen sie sich als dabei als funktional, kann weiteres Handeln darauf basieren und zunehmend zur Routine werden – bis zum nächsten kritischen Bruch der epistemischen Gewissheiten.¹

Wir sehen hier einen Zyklus, in dem die drei epistemischen Bewegungen von (qualitativer) Induktion, Abduktion und Deduktion (im »experiment«) in einem Durchgang auftreten. Jede Vereinseitigung ließe den Problemlösungsvorgang unvollständig zurück. In der Tat gibt es hier Verbindungen zu Poppers Vorstellung von Falsifikationismus, was

1 s. Dewey 1938: 101ff. Zu den Konsequenzen dieses Konzeptes für die qualitative Sozialforschung vgl. Strübing 2008.

in der Methodenliteratur auch gar nicht unbemerkt geblieben ist (Strübing 2014: 61f.). Insofern wäre Esser zuzustimmen, wenn es ihm nur darum ginge, Vereinseitigungen auf allen Seiten kritisch abzumahnern. Stattdessen behauptet er aber, dass eine auf Abduktionen abzielende Forschungslogik, wie er sie in der von ihm konstruierten »kreativ-konstruktivistischen« Soziologie am Werke sieht, zu kurz springt und erst in Erklärungen vom Typ des Hempel-Oppenheim-Schemas komplettiert wird: »Alleine für sich läuft die Abduktion – kreativ – ins Leere und wenn man die vermuteten Bedingungen wieder und wieder nicht findet, wird die Luft immer dünner für entsprechende Theorie und Erklärung« (2018b: 259). Nur behauptet eben keines der diversen Verfahren der qualitativen Sozialforschung, Abduktionen wären die alleinige Lösung des Problems. Jo Reichertz etwa (2003) hat viel Mühe darauf verwandt, derartige Heilserwartungen qualitativer SozialforscherInnen an Abduktionen gründlich zu dekonstruieren. Umgekehrt wird ein Schuh daraus: Die Betonung von Abduktion ist ein Reflex auf die Kreativitätsvergessenheit standardisierter Sozialforschung, die die Frage der Erzeugung neuer Problemlösungsideen systematisch unterschätzt und sie seit Reichenbach (1933) in das Reich des psychologisch-vorwissenschaftlichen verwiesen hat. Bezüge zum Konventionalismus von Henri Poincaré, wie sie Esser sieht (2018b: 259), kann man vielleicht im Neo-Pragmatismus entdecken, für Peirce und sein Verständnis von Abduktion gibt es dorthin keine Verbindung und auch Deweys Denken schließt nicht an die wissenschaftstheoretische Figur des Konventionalismus an.

Essers Missverständnis in Bezug auf das Konzept der Abduktion liegt also darin, dass er es als logisches Schlusserfahren betrachtet – und zurecht die wahrheitsübertragende Wirkung derartiger Schlüsse vermisst. Er übersieht nicht nur, dass Peirce den Gedanken aufgegeben hat, neues Wissen auf dem Weg logischen Schließens aus vorhandenem Wissen zu gewinnen,² sondern auch, dass schon im Pragmatismus, erst recht aber in der neueren qualitativen Sozialforschung Heuristiken am Werke sind, die zwar weiterhin auf Abduktionen setzen, sie aber in iterativ-zyklischen Forschungsprozessen mit qualitativ-induktiven und deduktiven Prozessschritten kombinieren.

5 Und wie kann Verständigung gelingen?

Man könnte nun Essers Text weiter durchgehen und würde dabei noch manch anderes Fundstück zu Tage fördern. Etwa wie er zu einer Verteidigung der Theorietechnik der Reduktion anhebt, weil er unterstellt, KritikerInnen der analytischen Soziologie würden sich dagegen aussprechen, unterschiedliche Theorien nach Möglichkeit auf einen gemeinsamen Kern hin zu integrieren. Da Esser auch hierfür keine Belege bringt, lässt sich nicht einmal prüfen, ob das je so gesagt respektive geschrieben wurde. Vermutlich eher nicht, denn Esser scheint hier eine vermeintliche Kritik des Reduktionsprinzips mit der tatsächlich häufiger zu hörenden Kritik eines reduktionistischen Soziologieverständnisses zu verwechseln (Stichwort ›Engführung‹). Theorieintegration ist vielmehr auch in

2 Eine Erkenntnis, die später auch Rudolf Carnap hatte (vgl. Reichertz 2003: 7).

der qualitativ-interpretativen Forschung ein Ziel, aber eben nur *nach Möglichkeit*, also wenn das Ergebnis gegenstandsangemessen und weiterführend ist und nicht nur ›dünne Suppe‹ hervorbringt.³ Bei allem Respekt für die Kondensierungsleistungen, die Esser auf dem Gebiet der Sozialtheorie mit seiner siebenbändigen Soziologie vollbracht hat (Esser 1993, 2000): Ein ›Merger‹ von RC-Theorien und Symbolischem Interaktionismus (2018b: 260) kann nur unter Absehung von konstitutiven Elementen der Sozialtheorie Meads und der ihr hinterliegenden pragmatistischen Epistemologie gelingen. Meads Sozialtheorie ist relational und gerade nicht subjektzentriert-dezisionistisch angelegt. Ihre ganze Theoriearchitektur (ganz abgesehen vom Realitätsbegriff) ist eine diametral andere als die von RC-Theorien.

Das kritische Durchleuchten einzelner Argumente in Essers Text soll hier aber nicht fortgesetzt werden, denn aktuell erforderlich für die Frage nach Verständigungsperspektiven ist die Rekonstruktion des *modus operandi*, den Esser in seinem Text an den Tag legt. Das durchgängige Muster in seiner Argumentation scheint mir darin zu bestehen, dass er die analytische Soziologie und die nomologisch-deduktiv operierende Sozialforschung als zu Unrecht kritisiert darstellt und sie rehabilitieren will, indem er vermeintliche methodologische und wissenschaftstheoretische Kurzschlüssigkeit dort brandmarkt, wo er sogenannte kreativ-konstruktivistische Soziologie am Werke sieht: Theorien nur Begriffe, gesellschaftliche Komplexität nur vermeintlich vorhanden, Abduktion als nette Idee, forschungslogisch aber bedauerlich unvollständig, etc. Folgt man dieser Darstellung, dann ergibt sich das Bild zweier Richtungen soziologischer Forschung, die im Grunde das Gleiche wollen, nur dass die einen, die kreativen KonstruktivistInnen, es eben nur anstreben, während die anderen, die analytischen SoziologInnen, es ordentlich, im Sinne von ›wissenschaftlich‹, machen. Das war im Kern schon die Botschaft des Gründungsaufrufs zur ›Akademie für Soziologie‹, insofern sind wir mit Essers Beiträgen noch nicht viel weiter. Man kann ihm die Art seiner Argumentation auch nicht wirklich zum Vorwurf machen, unterstellt man die Glaubwürdigkeit seiner Vermittlungsabsicht. Esser leidet – wie viele von uns – unter der gegenwärtigen Zerrissenheit des Faches. Er scheint zugleich aber auch vollständig befangen in der Denkwelt des von ihm vertretenen Ansatzes. Die Überlegenheitsrhetorik, in die sein Text immer wieder verfällt, entsteht geradezu zwangsläufig, weil Esser sich ein anderes Wissenschaftsverständnis als das seinige offenkundig nicht vorstellen kann und insofern alles als defizitär wahrnimmt, was nicht dem analytischen Wissenschaftsverständnis und den sozialtheoretischen Setzungen der RC-Theorien (in der von ihm selbst geprägten, ›aufgeklärten‹ Variante) entspricht. Seine wohlmeinenden Reparaturversuche gehen fehl, weil er etwas in Ordnung bringen will, was er durch die Brille seiner spezifischen Perspektive nur verzerrt und unvollständig erkennen kann.

In der qualitativen Sozialforschung wird Reflexivität sehr wichtig genommen: Sich regelmäßig der eigenen Position in der interaktiven Erzeugung von Datenmaterial inne zu werden, ist bei der Interpretation dieses Materials unverzichtbar. Gleiches gilt beim

3 Zu Gegenstandsangemessenheit und anderen Gütekriterien qualitativer Forschung s. Strübing et al. (2018).

Schreiben von Texten in wissenschaftlichen Auseinandersetzungen, wo eine Reflexion auf die eigenen Begrenzungen, aber auch auf die eigenen Voreingenommenheiten nachgerade die Voraussetzung für gelingende gemeinsame Erkenntnisprozesse ist. Ebenso wichtig ist die Anerkennung der anderen SprecherInnen/SchreiberInnen als gleichermaßen kompetente und in ihrem Anliegen ernst zu nehmende GesprächspartnerInnen. In den Auseinandersetzungen über die Leistungsfähigkeit qualitativ-interpretativer einerseits oder standardisiert-quantifizierender Methoden andererseits herrscht schon viel zu lang ein einseitiges Abwertungsnarrativ der VertreterInnen letzterer gegenüber VertreterInnen ersterer (Strübing 2019).

Anlass für die Debatte zwischen Esser, Hirschauer und anderen waren ohnehin nicht enge Methodenfragen. Insofern ist eine Auseinandersetzung mit unterschiedlichen epistemologischen Perspektiven zwar eine gute Sache (wenn sie auf Augenhöhe geführt wird), aber sie löst die mit der Akademie-Gründung aktualisierten Probleme nicht. Dazu wäre ein weiter ausgreifender Ansatz nötig, wie ihn m.E. sehr aussichtsreich Thomas Scheffer und Robert Schmidt (Scheffer/Schmidt 2019) skizziert haben: Die Soziologie müsse sich auf ihre Problemlösungskapazitäten besinnen und für sich klären, welche Beiträge von welcher Seite zu erwarten und wie unterschiedliche Problemlösungskompetenzen aufeinander zu beziehen sind, um relevante Beiträge zu aktuellen sozialen und gesellschaftlichen Fragen leisten zu können. Dann könnte sich zeigen, dass von den eingangs erwähnten ›Königskindern‹ nicht eines ans andere Ufer muss oder gar auf dem Weg dorthin elendiglich ersäuft, sondern dass bei verständigem Brückenbauen beide (oder besser: alle) auch auf halbem Weg zueinander finden können – solange sie nicht vergessen, von welchem Ufer sie kommen.

Literatur

- Akreml, Leila (2018): »Interpretativität quantitativer Auswertung. Über multivariate Verfahren zur Erfassung von Sinnstrukturen«. In: Akreml, Leila/Baur, Nina/Knoblauch, Hubert/Traue, Boris (Hg.): *Interpretativ Forschen – Ein Handbuch für die Sozialwissenschaften*. Weinheim: Beltz Juventa, S. 361–408.
- Baur, Nina (2018): »Kausalität und Interpretativität. Über den Versuch der quantitativen Sozialforschung, zu erklären, ohne zu verstehen«. In: Akreml, Leila/Baur, Nina/Knoblauch, Hubert/Traue, Boris (Hg.): *Interpretativ Forschen – Ein Handbuch für die Sozialwissenschaften*. Weinheim: Beltz Juventa, S. 306–360.
- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (1981): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*. 5. Aufl. Reinbek b. H.: Rowohlt.
- Bohnsack, Ralf (1989): *Generation, Milieu und Geschlecht. Ergebnisse aus Gruppendiskussionen mit Jugendlichen*. Opladen: Leske + Budrich.
- Breuer, Franz/Muckel, Petra/Dieris, Barbara (2017): *Reflexive Grounded Theory: Eine Einführung für die Forschungspraxis*. 3. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag.
- Bryant, Antony (2009): »Grounded Theory and Pragmatism: The Curious Case of Anselm Strauss«. In: *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research* 10(3 (Art. 2)), S. 113 Abs.
- Bryant, Antony/Charmaz, Kathy (2007): *The SAGE Handbook of Grounded Theory*. London: SAGE.
- Clarke, Adele E./Charmaz, Kathy (Hg.) (2014): *Grounded Theory and Situational Analysis, Sage Benchmarks in Social Research Series, 4 Volumes*. London: Sage.

- Clarke, Adele E./Friese, Carrie/Washburn, Rachel (2018): *Situational Analysis: Grounded Theory after the Interpretive Turn*. 2. Aufl. Thousand Oaks, CA: Sage.
- Dewey, John (1938): *Logic, the Theory of Inquiry*. New York: Holt, Rinehart and Winston.
- Dietz, Hella/Nungesser, Frithjof/Pettenkofer, Andreas (2017): *Pragmatismus und Theorien sozialer Praktiken. Vom Nutzen einer Theoriedifferenz*. Frankfurt a. M./New York: Campus.
- Equit, Claudia/Hohage, Christoph (Hg.) (2016): *Handbuch Grounded Theory. Von der Methodologie zur Forschungspraxis*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Esser, Hartmut (1993): *Soziologie: Allgemeine Grundlagen*. Frankfurt a. M./New York: Campus.
- Esser, Hartmut (2000): *Soziologie, Spezielle Grundlagen, Bd. 1–6*. Frankfurt a. M./New York: Campus.
- Esser, Hartmut (2018a): »Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust? Nicht nur eine ›Stellungnahme‹ aus ›gegebenem Anlass‹«. In: *Zeitschrift für Theoretische Soziologie* 7(1), S. 132–152.
- Esser, Hartmut (2018b): »Engführung? Ergänzungen zu einem unerledigten Fall«. In: *Zeitschrift für Theoretische Soziologie* 7(2), S. 251–274.
- Festl, Michael G. (Hg.) (2018): *Handbuch Pragmatismus*. Stuttgart: J. B. Metzler.
- Geertz, Clifford (1973): »Thick Descriptor: Toward an Interpretative Theory of Culture«. In: Geertz, Clifford (Hg.): *The Interpretation of Cultures: Selected Essays*. New York: Basic Books, S. 3–30.
- Glaser, Barney G. /Strauss, Anselm L. (1965): *Awareness of Dying*. Chicago: Aldine.
- Hirschauer, Stefan (2018): »Der Quexit. Das Mannemer Milieu im Abseits der Soziologie«. In: *Zeitschrift für Theoretische Soziologie* 7(1), S. 153–167.
- Knoblauch, Hubert (2009): »Phänomenologische Soziologie«. In: Kneer, Georg/Schroer, Markus (Hg.): *Handbuch Soziologische Theorien*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 299–322.
- Oevermann, Ulrich (2001): »Zur Analyse der Struktur von sozialen Deutungsmustern«. In: *Sozialer Sinn* 3(3), S. 3–34.
- Oevermann, Ulrich (2004): »Objektivität des Protokolls und Subjektivität als Forschungsgegenstand«. In: *Zeitschrift für Qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung* 4(1), S. 33–60.
- Peirce, Charles S. (1991): »Aus den Pragmatismus-Vorlesungen«. In: Peirce, Charles S./Apel, Karl-Otto (Hg.): *Schriften zum Pragmatismus und Pragmatizismus*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 337–426.
- Peirce, Charles S. (1991): »Deduktion, Induktion und Hypothese«. In: Peirce, Charles S./Apel, Karl-Otto (Hg.): *Schriften zum Pragmatismus und Pragmatizismus*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. 1. Aufl., S. 229–250.
- Reichenbach, Hans (1933): »Die logischen Grundlagen des Wahrscheinlichkeitsbegriffs«. In: *Erkenntnis* 3, S. 401–425.
- Reichertz, Jo (2003): *Die Abduktion in der qualitativen Sozialforschung*. Opladen: Leske + Budrich.
- Scheffer, Thomas/Schmidt, Robert (2019): »Für eine multi-paradigmatische Soziologie in Zeiten existentieller Probleme«. In: *Soziologie* 48(2), S. 153–173.
- Soeffner, Hans-Georg (2004): *Auslegung des Alltags – Der Alltag der Auslegung. Zur wissenssoziologischen Konzeption einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik*. 2. Aufl., Konstanz: UVK/UTB.
- Star, Susan Leigh (1989): *Regions of the mind: brain research and the quest for scientific certainty*. Stanford: Stanford UP.
- Star, Susan Leigh/Griesemer, James R. (1989): »Institutional Ecology, ›Translations‹ and Boundary Objects: Amateurs and Professionals in Berkeley's Museum of Vertebrate Zoology, 1907–1939«. In: *Social Studies of Science* 19, S. 387–420.
- Strauss, Anselm L. (1987): *Qualitative Analysis for Social Scientists*. New York: Cambridge University Press.
- Strauss, Anselm L. (1993): *Continual Permutations of Action*. New York: W. de Gruyter.
- Strübing, Jörg (2008): »Pragmatismus als epistemische Praxis. Der Beitrag der Grounded Theory zur Empirie-Theorie-Frage«. In: Kalthoff, Herbert/Hirschauer, Stefan/Lindemann, Gesa (Hg.): *Theoretische Empirie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 279–311.
- Strübing, Jörg (2014): *Grounded Theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung eines pragmatistischen Forschungsstils*. Wiesbaden: Springer VS.

- Strübing, Jörg (2019): »Soziologie in kriegerischen Zeiten. Woher kommt und wohin führt die Entwertung qualitativer Sozialforschung und theoretischer Pluralität? Eine Spurensuche als Kommentar«. In: *Soziologie* 48(2), S. 143-152
- Strübing, Jörg/Hirschauer, Stefan/Ayaß, Ruth/Krähnke, Uwe/Scheffer, Thomas (2018): »Gütekriterien qualitativer Sozialforschung. Ein Diskussionsanstoß«. In: *Zeitschrift für Soziologie* 47(2), S. 83–100.

Anschrift

Prof. Dr. Jörg Strübing
Eberhard Karls Universität Tübingen
Institut für Soziologie
Wilhelmstraße 36
72074 Tübingen
joerg.struebing@uni-tuebingen.de